


dtv

Elke Schmitter
Frau Sartoris
Roman



dtv
ebook

Die Straße war frei. Es nieselte, wie oft bei uns in der Gegend, und die Dämmerung ging in Schwärze über – man kann also nicht sagen, daß die Sicht besonders gut war. Vielleicht habe ich ihn deshalb erst sehr spät gesehen, wahrscheinlich aber doch, weil ich in Gedanken war. Ich bin oft in Gedanken. Nicht, daß etwas dabei herauskäme.

Ich war auf dem Weg nach Hause. In der Stadt hatte ich Einkäufe gemacht und Renate getroffen, die für einen Nachmittag nach L. gekommen war. Wir haben einen gezwitschert, aber wirklich nur einen – höchstens zwei. Ich wußte ja, daß ich noch Auto fahren würde; außerdem riecht Ernst meinen Atem ab. Manchmal jedenfalls, wenn ihm danach zumute ist, aus irgendeinem Grund, der gar nichts mit mir zu tun haben muß. Dann kommt er mir schon vor dem Haus entgegen, um mir die Tüten abzunehmen, oder wegen anderer Angeblichkeiten. Er streift meine Wange für einen Kuß und zieht die Luft dabei tief ein. Er weiß nicht, daß ich das längst durchschaue habe, weil er sich viel darauf zugute hält, mit seinem Wissen diskret zu verfahren. Er macht mir also nicht sofort Vorwürfe. Er wartet seine Stunde ab, die manchmal nur eine Minute dauert – so lange, wie

ich brauche, um mit einem Vorwand durch die Tür zu sein. Oder auch ohne Vorwand, wenn wir allein sind.

Ich habe also nicht viel getrunken. So ein, zwei Sherry vielleicht. Für Weintrinker gibt es in der Konditorei Hirmer nur einen Mosel, der noch auf der Karte steht, weil Hirmer senior bei der Geschäftsgründung vor über neunzig Jahren für Mosel schwärmte, wie damals wohl üblich. Der Wein ist kräftig und für unsere Zeiten zu süß – wobei süß nicht das richtige Wort ist, es ist etwas zu Körperliches an dem Wein, er ist zu schwer für alles außer Sülze. Und Sülze ißt man auch bei Hirmer nicht mehr. Renate und ich trinken dort Sherry. Er geht gewissermaßen gut rein, und er ist auch im Verhältnis nicht so teuer wie Campari oder andere Anständigkeiten. Schnaps können wir schlecht trinken, wir sind schließlich in L., und ich werde es wohl auch bleiben. Da nimmt man als Dame einen Sherry, wenn man in der Öffentlichkeit, ganz ohne Anlaß und große Runde, einen zwitschern will.

Ich sah sie zuerst im Wartezimmer von Dr. Lehmkuhl. Dessen Großvater hatte noch ein großes Gehöft vor der Stadt, der Vater war nach dem Krieg der erste provisorische Bürgermeister, und er selbst gilt als Neurologe sehr viel. Ich war da, weil mir die Nerven flatterten, genauer: weil Irmi und Ernst es merkten. Ich fuhr los, um Brot und Waschmittel zu kaufen, und kam mit Zigaretten zurück, die Ernst schon seit zehn Jahren nicht mehr raucht. Ich ver-

gaß die Geburtstage von meinen Patenkindern und riß im Garten die Ringelblumen wieder aus, die ich selbst gesät hatte, weil ich die Stengel für Unkraut hielt. Zweimal passierte mir, was der Alptraum jeder Hausfrau ist: ich ließ die Herdplatte an, mit einem Topf darauf. Mittlerweile soll es Elektroherde geben, die sich selbst abschalten, bevor der Topf durchschmort und es zur Katastrophe kommt. Aber wir haben ein altes Modell, weil Irmi damit am besten zurechtkommt. Sie hat ja auch ihre Gedanken beieinander.

Die beiden beschlossen, mit mir sei etwas nicht in Ordnung. Und sie hatten recht. Daß ich nachts schlecht schlief und am frühen Abend manchmal auf dem Sofa wegdöste, war keine neue Erscheinung. Ich konnte Ernst sogar weismachen, das wäre nie anders gewesen. Er wußte nicht, daß ich oft gegen halb zwei aufwachte und dann bis zum Morgen wach blieb, stur das Wandern der Zeiger verfolgend auf unserem Schlafzimerwecker. Die Zeiger leuchten im Dunkeln; der Wecker ist ein Geschenk von Irmi, zu unserer Hochzeitsreise. Damals war so etwas hochmodern, und das Handwerk war noch solider. Der Wecker wird uns sicher alle überleben. Aber meine flatternden Nerven, das war ihnen neu. Beide beteuerten, Angst um mich zu haben, und Irmi glaubte ich es sogar. Hin und wieder brach das Gespräch zwischen ihnen ab, wenn ich das Wohnzimmer betrat, oder Irmi senkte die Stimme, wenn sie sich in ihrem Zimmer mit Ernst unterhielt.

Schließlich lautete das einhellige Urteil, ich würde mich selber gefährden. Daniela konnten sie nicht gut anführen, die war schon ziemlich selbständig für ihr Alter und ließ sich ohnehin nur noch wenig sagen – es sei denn, sie wollte eine Übernachtung bei einer Freundin rausschlagen.

Man machte also einen Termin bei Dr. Lehmkuhl, und ich ging hin – nicht einmal widerstrebend. Mir war im Grunde alles egal, und daß sich jemand um mich bemühen würde, war doch ein angenehmer Gedanke. Im Wartezimmer saß eine Frau etwa in meinem Alter, ein bißchen zu laut gekleidet, mit teurem Schmuck an den Handgelenken und diesem leicht gebräunten Teint, der von regelmäßiger Kosmetik und einer Sonnenbank zeugt. Ich kannte sie nicht vom Sehen, was in einer Stadt wie L. fast eine Überraschung ist. So jemanden trifft man meist früher oder später im Theater, bei irgendeinem Kaffeekränzchen oder einem von Ernsts Vereinsabenden. Sie blätterte in einigen Zeitschriften, sah zwischendurch auf die Uhr und seufzte dann so ausdrücklich, daß es beinahe schon unhöflich gewesen wäre, darauf nicht zu reagieren. Wir wechselten einen Blick, und sie fragte mich mit tiefer, sehr angenehmer Stimme, ob man hier immer so lange warten müsse. Ich sagte, ich sei auch zum ersten Mal da, und so kamen wir ins Gespräch. Obwohl sie in der Stadt niemanden kannte, machte sie keinen einsamen Eindruck; sie wirkte auch keineswegs leidend, sondern eher energiegeladen. Als die Arzthelferin schließlich

das Wartezimmer betrat, um Dr. Lehmkuhl zu entschuldigen – er sei zu einem Notfall gerufen worden, er werde heute leider nicht mehr in die Praxis kommen –, packte sie abrupt ihre Sachen zusammen, nahm einen wunderbar leichten, hellen Sommermantel auf den Arm und lud mich auf einen Kaffee ein. Der Nachmittag sei ohnehin verloren, und so könne man wenigstens etwas daraus machen. Das taten wir dann auch. Als ich nach dem Abendessen nach Hause kam, starrten mich Irmi und Ernst höchst verwundert an. Wahrscheinlich fragten sie sich, ob Dr. Lehmkuhl mir zum Auftakt der Behandlung reinen Alkohol verabreicht habe. Es war aber nicht Dr. Lehmkuhl, sondern meine Freundin Renate. Es war auch kein reiner Alkohol, sondern ein ausgezeichneter Rotwein. Wenigstens gut für die Gefäße. Weitere Termine folgten natürlich. Dr. Lehmkuhl gefiel mir auf Anhieb. Ein sehniger Mann, dem man das Tennisspielen ansah; eine beherrschte Strenge ging von ihm aus, die mich beeindruckte. Ich erzählte ihm gleich mehr von mir, als Irmi und Ernst jemals erfahren werden; er hörte geduldig und ohne eine Regung zu, aber doch so, daß ich mich verstanden fühlen mußte. Er machte ein paar Tests mit mir – das Klopfen auf die Kniescheibe, das Kitzeln der Fußsohlen und so weiter –, mit sorgsamer Lustlosigkeit, als sei er überzeugt, wie übrigens ich auch, daß es keinen Befund geben werde. Er fragte mich nach dem Trinken – vielleicht war er von Ernst auf diese Spur gebracht worden –, und ich belog ihn mit